

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 16 (1912)

**Artikel:** Des Maya-Fürsten Rede an seine heiratsfähige Tochter  
**Autor:** Strasser, Charlot  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-571453>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 10.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Heimat errungen, um sich hier in der Stadt am See den neuen Ausblick, den weitem Gesichtskreis zu erwerben.

„Ich bin als Fremdling gekommen,“ dachte Antonio Banni und ging durch den dunkeln Stadtteil, darin Geschäft an Geschäft und Industrie an Industrie grenzte. „Ich bin ein Fremdling geblieben in Lindenberg!“ Er zog seine Mundharmonika von neu-

em heraus und entlockte ihr leise Töne, ganz schwache, zaghafte, die keinen Schläfer aufschreckten und nur eine Zwiesprache seiner Lippen mit der Seele waren, der fremden und einsamen, die mit ihm durch die leeren Straßen wanderte und von der Heimat, von den steilen Felsen, den Sümpfen und dem heißen Himmel träumte...

(Fortsetzung folgt).

## Des Maya-Fürsten Rede an seine heiratsfähige Tochter.

Eine Studie von Charlot Straker, Zürich.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

**B**arnum und Bailen waren in meiner Heimatstadt eingezogen. Das ungeheure Zirkuszelt barg alle Weltwunder. Von den wilden Tieren, Kunstreitern und Clowns nicht zu reden! Aber die Menschenmißbildungen, die da zur Schau gestellt waren, lösten noch Jahre lang Unlustgefühle in mir aus. Die häßlichen Kautschukmänner, die sich mit ihrer eigenen Haut fast umwickeln konnten, die unglücklichen siamesischen Zwillinge und die armseligen „Lekten der Azteken“... Das waren die Nachkommen der Sonnenpriester? Die übriggebliebenen Angehörigen der menschenopfernden und Märchenstädte bauenden Indianerstaaten? Diese Azteken „mit den Vogelfköpfen“, diese kleinhirnigen, schwach-sinnigen Zwerge?

Aber wo blieben diese Azteken, als ich in Mittelamerika und Mexiko nach ihnen ausschaute? In Wirklichkeit — ich suchte sie nicht. Ich wußte wohl, daß diese Vogelfköpfe ein Panoptikummärchen gewesen. Immerhin, auch die im ganzen fein gegliederten guatemaltefischen und mexikanischen Indianer stimmten mich traurig bei jeder Begegnung. Da erstand vor meinen Augen die Geschichte der Tolteken, Azteken und Mayas, die Berichte von ihren Staatsformen und sozialen Einrichtungen, von ihren prunkvollen Städten und Kunstwerken, von ihrer Religion, den Tempeln und Menschenblut heischenden Opfergebräuchen, da stellten sich Zeugen aus jener alten Zeit entgegen, riesige, fabelhafte Ruinen — als Gegensatz dazu die Raub- und Mißwirtschaft der heutigen mittelamerikanischen Republiken...

Nur schnell einen Blick zu den Japanern hinüber! Auch sie sind ausgegangen von einer wunderbaren, der unsern mindestens gleichwertigen Kultur; trotzdem blieb jeder einzelne, in dem eigenen Lande gesehen (man muß nur verstehen wollen), bis heute in jeder Bewegung und jedem Ausdruck die Frucht seiner Stammesgeschichte.

Wie anders in Zentralamerika! Alles Alte verloren, nichts Neues erworben! Unfaßbar, daß diese in vier Jahrhunderten so degenerierte, niedrigstehende Indianerbevolkerung die wirkliche Nachkommenschaft der einstigen Könige am See im Tale von Mexiko ist, dieser Könige, die mit ihren Heeren ein ungeheures Reich sich unterworfen und den viel besser ausgerüsteten spanischen Abenteurern unter ihrem Führer Hernan Cortés beinahe den Garaus gemacht hatten! Stolz Spanien! Spanische Goldgier, jesuitischer, religiöser Irrsinn mit der Mordwaffe Inquisition haben der Azteken großes Volk durch wahnsinnige Greuelthaten auf die Hälfte seines ehemaligen Bestandes heruntergedrückt und ihm die Erinnerung an seine Geschichte, die Energie, sich herauszuarbeiten, die Fähigkeit, zu denken und zu schaffen, wohl für ewig ausgerottet.

Es gibt ja heute einige wenige süd- und mittelamerikanische Indianer, die sich europäische Bildung zu eigen machten, die als Kaufleute und häufiger als tüchtige Soldaten sich hervortun konnten; aber sie blieben doch nur Ausnahmen, und wenn sie erst einmal über das allgemeine Niveau ihrer Rasse sich emporgeschwungen hatten, war ihnen die Lust vergangen, sich um ihre Herkunft



Louise C. Breslau, Zürich-Paris.

Strickendes Mädchen (1894).



Louise C. Breslau, Zürich-Paris.

«Damen im Zwielflicht» (à contre-jour, 1888). Deposition des Bundes im Berner Kunstmuseum.

weiter zu bekümmern. Von über fünf Millionen Indianern können die wenigsten schreiben und lesen. Man möchte weinen vor Zorn, der niedrigen Triebe der spanischen Eroberer gedenkend und des furchtbaren Vöses, das sie einer ganzen Menschheit und ihrer mehrhundertjährigen Kultur bereitet haben. Dazu gibt es bei uns Leute, die aus alledem einen gerechten Sieg der einzig wahren Christenlehre über das Heidentum zu konstruieren wagen!

Von dem Reich Moctezumas, von der Kanalküste Mexiko, dem indianischen Venedig, von den Staatseinrichtungen, wie Straßenbau, Post, öffentliche Arbeit, Königsherrschaft, von dem fabelhaften religiösen und militärischen Pomp, sowie von den allerdings furchtbaren Menschenopfern werden die meisten der Leser schon gehört haben, sowie auch vom Eroberer Hernan Cortés (der persönlich ein überaus tapferer und nobler Feldherr gewesen sein muß), von seiner fanatischen und grausamen Soldateska, von seiner indianischen Geliebten, Dolmetscherin und Führerin Marina, vom Untergang der Azteken nach heldenhaftem, aber nutzlosem Kampfe, von der Vernichtung des alten Mexiko und vom Tode Moctezumas des Zweiten und dem des letzten seiner Nachkommen, des jungen Guatemotzin. Nachdem er zum Krüppel gefoltert worden war, wurde er später auf falsche Anklage hin erhängt.

Noch trauriger eigentlich ist das Schicksal der Inkas in Peru, der einstigen Beherrscher eines märchenhaften Friedensreiches, die, weit entfernt von Menschenopfern, eine hohe Religion mit Verehrung der Sonne und ihres irdischen Vertreters, des Königs, ihr eigen nannten und deren staatliche Einrichtungen eigentlich einer Reihe der heutigen sozialistischen Forderungen

entsprechen würden. Ihr letzter König, Atahualpa, der den Spaniern immer gütig und freundschaftlich begegnet war, wurde, nachdem sein ganzes Volk ein ungeheures Lösegeld an Gold und Silber für ihn zusammengetragen hatte, um seines Reichtums willen einfach erdrosselt, die Mitglieder seiner Familie, die Inkas, sorgfältig ausgerottet und die Indianer im Laufe der spanischen Regierungszeit so konsequent beraubt und niedergedrückt, daß man sich, ihnen heute begegnend, ungläubig fragt, wie ihre Vorfahren sich so herrliche menschliche Werte hatten schaffen können. Pizarro hieß der Eroberer Perus. Seine Gebeine liegen wie zum Hohn in der Kathedrale von Lima.

Ich bin zu den Inkas abgesprungen, um ihnen ein weniger bekanntes Volk an die Seite zu stellen, das in Yucatan, Chiapas, Guatemala und bis hinein nach Honduras (Copan) lebte, zum Teil allerdings im fünfzehnten Jahrhundert von den Azteken und Tolteken selber schon verdrängt wurde, aber doch bis zur Ankunft der Spanier seine von den Azteken unabhängige Kultur beibehalten konnte, das Volk der Mayas.

Es ist gar nicht zu fassen, daß die Spanier nicht nur die Menschen in jeder Weise unterdrückten und hinhordeten, sondern daß sie auch deren kostbarste Dokumente, Bücher in einer richtigen Hieroglyphenschrift, vermeinend, es seien heidnische Zaubersprüche, mit aller Strenge sammeln und öffentlich verbrennen ließen. Ganz wenige der sogenannten Codices sind uns erhalten geblieben und bilden heute, unvollständig und einander nicht genügend ergänzend, die härtesten Anknüpfungen für die unermüdlich forschenden Archäologen.

\* \* \*

Die Kultur der Mayas wäre der alten ägyptischen am ehesten zu vergleichen. Zum Unterschied von den mexikanischen Azteken, die eine Bilderschrift besaßen, bedienten sich die Mayas eigentlicher Hieroglyphen. Die Literaturgeschichte Mexikos nimmt ihren Anfang vor der Eroberung durch die Spanier und beginnt vielleicht bei den Mayas aus Yucatan, welche Bücher besaßen, die auf Pergament oder im Lande verfertigtes Papier geschrieben und wie Fächer zusammengeklappt waren, denen der Siamesen vergleichbar.

Pater Landa (1573—1579 Bischof von Yucatan), der Geschichtschreiber zur Zeit der Eroberung der Halbinsel, sagt (Las cosas de Yucatan): „Die Mayapriester

schrieben verschiedene wissenschaftliche Werke und teilten ihre Kenntnisse denen mit, die sie der Aufklärung für würdig hielten... Wir fanden eine große Zahl ihrer Bücher; aber weil da nichts war in ihnen, das nicht den Verdacht auf Aberglauben oder irgend eine Falschheit des Teufels gerechtfertigt hätte, verbrannten wir sie alle, worüber die Eingeborenen erstaunlich traurig und verzweifelt waren.“ Ob diese Werke von hoher literarischer Bedeutung gewesen sind, weiß nun niemand mehr. Landa gibt zu, daß unter den Mayabüchern einige über Medizin, Astronomie, Geologie und Theologie sich befunden hätten. „Sie hatten“, sagt er, „Schriften, welche die früheste Geschichte ihrer eigenen Nation, sowie diejenige anderer Völker, mit denen sie in Berührung gekommen waren, behandelten. Ihre geschriebene und gesprochene Sprache war sehr kompliziert; es konnten darin Gedanken in den feinsten Schattierungen mitgeteilt werden.“ Außer, daß Landa diese Bücher verbrennen ließ, führte er den Flammen seiner heiligen Feuer mit siebenundzwanzig großen, auf Pergament gemalten Manuskripten neue Nahrung zu und zerstörte viele Statuen und Vasen.

Blinde Bigotterie leitete Landa; denn er besaß ja nur eine sehr unvollkommene Kenntnis der Mayaschriftstücke. Solcherweise kamen die unschätzbaren Erinnerungen an die ehemaligen Amerikaner um, ein unwiederbringlicher Verlust, den zu beklagen alle Worte fehlen. Zur Zeit, als die Spanier landeten, war eine große Zahl von Manuskripten in Anahuac, dem alten Mexiko, aufbewahrt. Viele Angestellte beschäftigten sich mit Bilderschreiben, und ihre Geschicklichkeit rief der Spanier Bewunderung, die aber unglücklicherweise mit minderwertigern Gefühlen durchmengt war, hervor. Die seltsamen, unbekannten Charaktere erweckten Verdacht. Sie wurden als Zauberschnörkel betrachtet und gleicherart wie die Götterbilder und Tempel behandelt, als Symbole eines verderbenbringenden Aberglaubens, der ausgerottet werden mußte.

Der erste Bischof von Mexiko, Don Juan de Zumarraga — ein Name, der ebensolcherweise unsterblich sein sollte wie derjenige Omars — sammelte diese Maleizen aus allen Teilen des Landes, besonders aber in Tezcuco, der höchstentwickelten Stadt Anahuacs, wo sich die großen nationalen Archive befanden. Er befahl dann, die Schriftwerke zu einem Berg auf dem Marktplatz von Tlatelolco anzuhäufen und ließ sie sämtlich zu Asche verbrennen. Sein größerer Landsmann, Erzbischof Ximenes, hatte ein ähnliches Auto-da-fé arabischer Manuskripte ungefähr zwanzig Jahre früher in Granada verursacht. Nie erlebte der Fanatismus zwei bezeichnendere Triumphe als durch die Vernichtung so vieler merkwürdiger Dokumente menschlichen Erfindungsgeistes und Könnens.

Trotzdem die meisten Bücher dergestalt vernichtet waren, haben uns einige hochstehende Ecclesiastiker immerhin Aufzeichnungen darüber hinterlassen, so vornehmlich Bischof Landa selber, ferner Pater Sahagun, auch Clavigero und Cogolludo; in der neuesten Zeit hat sich der Abbé Brasseur de Bourbourg um das Studium der Maya- und Aztekenkultur sehr verdient gemacht und vier Bände eines groß geplanten Werkes herausgegeben, dessen Fortsetzung er aber leider nicht durch-



Louise C. Breslau, Zürich-Paris.  
Der Knabe mit den langen Haaren.



führen konnte. Heute steht Professor Selser vom Museum für Völkerkunde in Berlin als Forscher obenan. Die in späterer Zeit durch Zufall noch aufgefundenen Handschriften, die wir von den Mayas besitzen, sind weit weniger zahlreich als diejenigen von den Azteken. Von den erstern sei erwähnt: die Mayahandschrift der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden, um die sich Professor Foerstermann durch wundervolle Herausgabe, Reproduktion und Kommentierung in höchstem Maße verdient gemacht hat. Andere wichtige Codices der Mayas sind unter dem Namen „Troano“ und „Perestano“ bekannt. Die Codices der Azteken sind viel leichter verständlich, weil in einer schließlich zu erachtenden Bilderschrift geschrieben, als die der Mayas, die, wie gesagt, ein gut durchgeführtes Hieroglyphensystem besaßen. Wir verdanken Bischof Landa die Aufzeichnung der Zeichen für die Tage und Monate, ferner ihm und Sahagun Angaben über die sehr komplizierten Kalenderberechnungen und Witterungsberichte, welche die erste Handhabe zur Auslegung der Codices gaben. Außer den angeführten Zeichen kennen wir unter den Hieroglyphen der Mayas nur sehr wenige, wie diejenigen für schwarz, weiß, rot, grün und gelb. Ferner die Hieroglyphen der Götter; ihre Namen jedoch wissen wir nicht. Sehr merkwürdig sind die oft wundervoll dekorativen, an alte assyrische Zeichnungen erinnernden grotesken Darstellungen der Götter, die neben die Schrift hineingemalt sind, so zum Beispiel des Regen-, des Todes-, des Mais-, des alten und jungen Gottes. Bekannt sind weiter verschiedene mythologische Tiere, ferner die Ziffern (die Mayas hatten ein Zahlensystem nach Zwanzigern), sowie verschiedene Sternbilder (sie unterschieden den Abendstern, die Plejaden und den Orion) und endlich einige abstrakte Begriffe wie Tod, Geburt und Opfer.

Am besten Bescheid wissen wir über den Kalender. Das Mayajahr setzte sich aus achtzehn Monaten zu je zwanzig Tagen zusammen. Am Schluß des Jahres wurden fünf Schmerztage eingeschaltet, die man keinem der Jahre zuzählte. Die Wochen bestanden aus dreizehn Tagen; jeder Tag des zwanzigtägigen Monats hatte aber seinen besondern Namen. Die weitern Angaben über den Kalender werden so kompliziert, daß hier nicht der Raum ist, darauf einzutreten. Merkwürdig berührt, wie die in unserm Kalender geläufigen Zahlen wiederkehren. Auch die Mayas kommen

schließlich auf ein Jahr mit 365 Tagen. Ihr Jahr hatte zwar nicht zweiundfünfzig Wochen, aber die Zahl zweiundfünfzig kommt doch wieder vor, indem das Säkulum bei ihnen zweiundfünfzig Jahre umfaßte. Der aztekische Kalenderstein (die Zeitberechnung der Mayas war der aztekischen sehr ähnlich), ein großer Monolith und kostbarer Beleg für die hochentwickelte Bildhauerkunst der alten Mexikaner, ist uns erhalten und wurde im Jahre 1790 in der Stadt Mexiko aufgefunden, später als Baustein zum Westturm der Kathedrale verwendet und im Jahre 1885 dem Nationalmuseum einverleibt. Seine an byzantinische Flachreliefs gemahnenden Zeichnungen sind einzig in ihrer Schönheit.

Die Mayas waren, wie die Azteken, ein sehr grausames Volk, das nicht allein seine Kriegsgefangenen geopfert, sondern es gerne gesehen hat, wenn die Eltern ihre Kinder und Erwachsene sich freiwillig zum Opfertod hingaben. Die zur Opferung Bestimmten wurden sinnlos betrunken gemacht, dann über einen gewölbten Stein, die Brust nach oben, gespannt und mittelst Feuerstein- oder Obsidianmessern mit Schnitten, die durch das Zwerchfell nach der Herzgegend gingen, getötet. Der Priester griff in die Brusthöhle und riß das zuckende Herz heraus. Mit dem nachströmenden Blute wurde der Altar beschmiert. Die übrigen Teile der Geopferterten fanden keine Verwendung. Die sich zum Tode freiwillig meldeten, hatten das Recht, sich einen Monat lang auf Staatskosten zu belustigen, hatten Zutritt in jedes Haus, konnten dort das Beste, sogar die Töchter, beanspruchen und lebten in dulce jubilo angesichts ihres genau festgesetzten Todestages. Als kleinere Opferungen sehr angesehen waren schmerzhaftes Selbstpeinigen, wie Aufritzen der Zunge mittelst spitzer Stacheln, Ansagen der Zähne, Durchbohren der Ohrläppchen und Nasenflügel (vornehmlich taten dies die Frauen), Hinundherziehen von Agavesseilen an der durchlochten Zunge, sowie auch an andern sehr empfindlichen Teilen des Körpers. Die Frauen tätowierten sich oberhalb der Hüften, mit Ausnahme der Brüste. Die Indianer gerieten bei den Selbstpeinigungen in religiöse Rauschzustände und führten dann wilde groteske Tänze auf. Bei den Tänzen waren aber die Geschlechter stets getrennt. Die Kinder der besonders tapfern Männer wurden als Helden spröhlinge verehrt. Die jungen Leute erzog man mit spartanischer Strenge in Schulen, wo sie ohne Gemeinschaft mit



Louise C. Breslau, Zürich-Paris. Der kleine Denker (L'enfant songeur, 1902). Original im Museum von Rouen.



Louise C. Breslau, Zürich-Paris.

Bildnis eines jungen Mannes.  
Zeichnung.

den Verheirateten lebten. Die Geschlechter waren getrennt. Die Knaben mußten auf einem Hügel schlafen, Ausguck halten und in allen Waffenkünsten sorgfältig ausgebildet sein. Die Väter hatten große Autorität über ihre Nachkommen. Kurze Zeit nach der Geburt wurden die Kinder gebadet, und die Priester stellten ihnen das Horoskop, um zu bestimmen, welchen Beruf sie ergreifen sollten. Es gab unter andern einen Arztberuf. Auch den Beruf des Schauspielers, der priesterliches Gewand trug, kannten sie. Das Amt eines Direktors der öffentlichen Aufführungen und des Orchesters war sehr geachtet.

Verrat, Verführung, Menschenraub, unmoralische Attentate gegen Minderjährige galten als die verabscheuenswürdigsten Verbrechen. Alle Sitten in sexueller Hinsicht waren sehr streng. Dirnen gab es wohl; aber sie wurden sehr verachtet und führten ein trauriges Dasein. Sodomie war nicht bekannt. Was Ehen anbelangt, so waren da harte Gesetze gegen deren Mißachtung. Wenn eine Frau Ehebruch beging, wurde sie vom ganzen Stamm verstoßen, und der betrogene Gemahl hatte das Recht, über Leben und Tod des Ehebrechers zu verfügen, konnte also entweder ihm das Leben schenken oder aber ihn durch einen schweren Stein, den er an bestimmter Stelle von oben ihm auf den Kopf herunterwarf, zerschmettern. Die Frauen waren bescheiden und keusch. Die schönsten Eigenschaften der Mayas waren große Gastfreundschaft und Freigebigkeit. Die Mayas badeten fleißig, dies zwar oft mehr aus medizinischen als ästhetischen Gründen. Sie

wuschen sich Mund und Hände, waren Blumen und vorzüglich den Wohlgerüchen zugetan, hatten Freude an Farben (sie bemalten sich den Körper und das Gesicht mit Rot) und schmückten sich bis zum Uebermaß.

Die Mayas glaubten an zwei andere Welten: für die Guten gab es einen herrlichen Ort der Ruhe, im Schatten des Baumes *Naxché*, für die Bösen einen unterirdischen Platz (*Mitnal*), wo sie Qualen des Hungers, der Kälte und der Müdigkeit erleiden mußten. Beide Welten hatten kein Ende. Den Gedanken an eine Wiederauferstehung des Körpers kannten sie nicht. Sie beteten zu den verstorbenen Königen, zu den Priestern, welche die Schriften ausgelegt und geweissagt hatten, und zu den in den Klöstern verstorbenen Nonnen (genau eigentlich wie die katholischen Christen). Es bestand eine schwache Vorstellung von einem einzigen Gotte. Das Kreuz war das Symbol Gottes und des Regens. Während der Finsternis wurde ein fürchterlicher Lärm gemacht, aus dem Glauben, daß der Mond gestorben oder von einer gewissen Art von Ameisen gebissen worden sei. Sie glaubten an drei Welten, die vor der jetzigen bestanden hätten, von denen zwei durch Plagen und die letzte durch einen Orkan oder eine Ueberschwemmung zerstört worden waren, und an eine frühere Bevölkerung von Riesen. Sie nahmen an, daß die Menschen aus Stroh und Erde geschaffen worden seien.

Die Sprache der Mayas war sehr blumenreich, und Sahagun hatte uns daraus eine ganze Menge prächtiger Reden im Urtext überliefert, wurde aber dann von seinen Kirchenvorgesetzten gezwungen, sie ins Spanische zu übersetzen und die Manuskripte in der Ursprache zu vernichten. Unter diesen Reden greife ich heraus: Wie der König zu seinem Volk oder seinen Ausgewählten, die mit ihm verkehren, wie der König mit seinen Kindern spricht, wie Väter zu ihren Töchtern, wenn letztere das diskrete Alter erreicht hatten, reden und sie auf die Pflichten ihres Berufes als Gattinnen aufmerksam machen, sodaß gar der streng katholische Geschichtsschreiber sich zur Bemerkung veranlaßt sah, die Eroberer mit ihren Frauen möchten sich ein Beispiel an der Moral dieser heidnischen Weltkinder nehmen.

Auch den hohen Künsten huldigten die Mayas. Eine großartige Architektur hatte sich entwickelt, von der die zum Teil riesigen Ruinen deutlich genug reden. Bildhauerwerke und Wandgemälde schmückten die Paläste. Vokal- und Instrumentalmusik (Trommel-, Trompeten-, Pfeifen-, Flötenspiel) wurde sehr gepflegt. Ihre Sagen und Kriegsheldentaten sangen sie.

Die Frauen besonders, aber auch Männer beschäftigten sich mit Kunstgewerbearbeiten und fertigten kostbare Kleider an. Die Frauen waren geschickt im Spinnen, Weben, Färben und vor allem in Zusammenstellung der märchenhaft farbenprächtigen, heute nur noch in wenigen Exemplaren vorhandenen Federarbeiten, die leider von den Spaniern bei der Eroberung, ihnen an sich wertlos, weil aber etwas mit Gold verziert, ohne weiteres zerrissen wurden. Die Federn des Quezal, eines in herrlich grünen Farben schillernden seltenen Vogels, der noch jetzt in Guatemala verehrt, das Wappentier der heutigen Republik ist, von dem

man erzählt, er habe in Gefangenschaft nie länger als eine Stunde gelebt, und der nicht gejagt werden darf, wurden an der Spitze sogar mit goldenen Figürchen und Kugeln feinsten Arbeit versehen und zum Haarschmuck verwendet. Am den Hals trugen die Mayas schwere Ketten von Gold oder aber von runden, edigen, kunstvoll geschnittenen Chalchihuitl, Schmuckstücken aus einem smaragdgrünen, milchigen, sehr polierfähigen Jadeiten von ganz außergewöhnlicher Härte. Es muß unser Staunen erregen, wenn wir daran denken, wie die Leute mit ihren primitiven, unfertigen Instrumenten ihre Steine zuschneiden und durchbohren konnten. Es wird gesagt, daß dies vermittelt eines sehr feinen Sandes, des Wassers und eines harten Hölzchens bewerkstelligt worden sei. Die Jadeiten sah man als Edelsteine an, und eines Vaters schönstes Liebeswort für sein Töchterchen war: „Mein Chalchihuitl!“ Wie hoch im Ansehen diese Kleinode standen, beweist die

Tatsache, daß die Steinschneider von Mexiko ihren König Moctezuma gebeten hatten, ihretwillen ins Feld zu ziehen, damit der ihnen so schwer zugängliche Polierstein und Schmirgel, der nur in den Provinzen Quetzaltepec und Tototepec zu bekommen war und für den sie hohe Preise zahlen mußten, ihnen leichter zur Verfügung stände. Das Volk in den genannten Provinzen wurde besiegt und im Friedensvertrag von ihm ausbedungen, daß fortan die Händler, die das unterjochte Land bereisen würden, beim Export dieser hochwertigen Materialien nicht behelligt werden dürften. Als die Spanier bei ihrer ersten Landung wie Götter verehrt und ihnen von den Indianern Gold und herrliche Kleider gebracht wurden, boten sie dagegen milchig grüne Glasperlen, welche die Indianer nicht von ihren Jadeiten unterscheiden konnten und durch Eilboten an den König in die Hauptstadt senden ließen.

(Schluß folgt).

## Louise C. Breslau.

Mit zwei Kunstbeiträgen und acht Reproduktionen im Text.

Es ist ein paar Jahre her, daß wir Louise C. Breslaus „Freundinnen“ aus dem Musée Rath in der „Schweiz“ \*) wiedergaben. Unsern Lesern wird das stofflich schlichte, aber

eindrucksame Bild noch in Erinnerung stehen, das von so starken künstlerischen Qualitäten ist und so durchaus modern. Modern in der realistisch-ernsten Auffassung des Stofflichen, im streng abgewogenen, parallelistischen Prinzipien verratenden Aufbau, modern vor allem in der malerischen Auswertung der Impression, in der sicheren Technik, dem raschen breiten Pinsel. Und seltsam, dieses moderne Bild trägt die Jahrzahl 1881. Man vergegenwärtige sich den Stand unserer schweizerischen Kunst zur damaligen Zeit: die Historie, das Genre, das Anekdotenhafte, Literarische herrschte noch auf der ganzen Linie; sogar Hodlers „Gebet im Ranton Bern“, das in eben jenem Jahre entstand, war trotz der großen malerischen Auffassung nicht frei von genrehaften Zügen. Ein so ganz unliterarisches, einzig auf malerisch kompositionelle Werte gestelltes Bild wie „Die Freundinnen“ war damals bei uns gewiß eine Ausnahme; aber das Neue gab sich so ruhig, mit einer solchen Abgeklärtheit des Vortrags und der Empfindung, daß es Eindruck machen mußte. Das Bild erregte Aufsehen, besonders in Paris, wo es im

Salon eine Auszeichnung erfuhr, und begründete mit einem Schlag den Ruhm der jungen Zürcherin. Marie Louise Catherine Breslau war damals kaum fünfundzwanzig

Jahre alt. Eben verließ sie das Atelier Julian, wo sie als Schülerin Tony Robert-Fleury nach den ersten Zürcher Lehrjahren gearbeitet hatte, und wandte sich nun selbständigen Studien zu. Bastien-Lepage, Forain und Degas wurden weiterhin ihre Berater, und verschiedene Reisen, besonders nach den Niederlanden, nach England, Deutschland und Italien, brachten ihrem Leben und ihrer Kunst neue Bereicherung; aber ihre Wege führten sie doch immer wieder dorthin zurück, wo sie stärkste Anregung empfangen und wo ihr Wesen tiefste und tiefste Wurzeln gefaßt, nach der alten Kulturstadt an der Seine. Und Paris hat ihr die Treue auch reichlich gelohnt und der Schweizerin Anerkennung, Dank und Auszeichnung gezollt, ganz anders als die Vaterstadt Zürich, die bis heute erstaunlich wenig getan hat, um etwas von dem Glanze, den das Ausland auf ihre große Bürgerin gesetzt, für sich abzubekommen. In den Sälen des neuen Zürcher Kunsthauses findet sich ein einziges, kleineres,



Louise C. Breslau, Zürich-Paris.

Die Mutter der Künstlerin.  
Zeichnung (1887).

nicht einmal besonders charakteristisches Bild von Louise Breslau, das ein Nichtzürcher der Galerie geschenkt hat. Besser stehen Bern, Lausanne und Genf da, die in ihren

\*) „Die Schweiz“ XI 1907, 544/45.